

Unverkäufliche Leseprobe



Hans-Dieter Gelfert
Typisch amerikanisch
Wie die Amerikaner wurden, was sie sind

215 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-63691-2

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/10632635>

Wo und wer sind die wahren Amerikaner?

Wer ein verallgemeinerndes Urteil über Amerikaner ausspricht und sich dabei auf persönliche Erfahrungen bezieht, die er in Boston oder Los Angeles gemacht hat, bekommt von einem sachkundigen Gesprächspartner sogleich zu hören, dass die Bewohner der sechs Neuengland-Staaten nördlich von New York und die Kalifornier gar keine richtigen Amerikaner seien, sondern eine jeweils eigene Kultur repräsentierten. Erst recht wird den Staaten des alten Südens das typische Amerikanertum abgesprochen; und dass die Texaner etwas Besonderes sind, ist für diese wie für den Rest der Nation so selbstverständlich, dass niemand es ernsthaft bezweifeln würde. Wenn also diese vier Regionen eine eigene kulturelle Identität für sich beanspruchen dürfen, wird man das «typische» Amerika in den Staaten der mittleren Atlantikküste, im Mittelwesten und im Westen suchen müssen. Aber selbst dort stellt sich die Frage, ob die Abkömmlinge eingewanderter Iren, Schotten, Polen, Italiener und Deutscher alle gleichermaßen typische Amerikaner geworden sind. Und was ist mit den Schwarzen und den Asiaten? Das *Statistical Abstract of the United States 1995* (Washington, D. C.) gibt für die Ursprungsländer der amerikanischen Vorfahren bis zum Jahr 1990 die folgenden Prozentsätze an: Deutschland 20,3%, England, Wales und Schottland 14%, Irland 13,5%, Afrika 8,3%, Italien 5,1%, Mexiko 4,1%, Nordeuropa 4%, Frankreich 3,6%, Osteuropa 3,5%, Polen 3,3%, Indianer 3%, Lateinamerika 2,5%, Niederlande 2,2%, Spanien 0,7%, sonstiges Europa 5,8% und Asien 2,1%. Regional wie ethnisch gibt es so viele Ausprägungen des Amerikanertums, dass es müßig zu sein scheint, nach einem nationalen Stereotyp zu suchen. Und doch gibt es Eigentümlichkeiten, die nicht nur von Ausländern an der großen Mehrheit der Amerikaner wahrgenommen werden, sondern zu denen sich diese selbst ungeachtet ihres Wohnsitzes und ihrer ethnischen Herkunft bekennen. Noch erstaunlicher als diese Homogenität in einer Gesellschaft, die sich ansonsten durch extreme Vielfalt auszeichnet, ist die bereits erwähnte Tatsache, dass

die meisten der typischen Merkmale schon von Alexis de Tocqueville beobachtet wurden.

Der Grund für die so ungewöhnlich homogene Ausbildung nationaltypischer Merkmale liegt auf der Hand. Während die europäischen Nationen zu jedem gegebenen Zeitpunkt immer auf eine Vergangenheit zurückschauten, mit der sich die Menschen identifizieren oder die sie ablehnen konnten, malte die junge Nation in der Neuen Welt ihr Selbstbild gleichsam auf eine weiße Leinwand, von der nichts hindurchschien als eben der weiße Grund. Das bedeutet, dass hier die für Europa so typische Konkurrenz zwischen konservativen und progressiven Selbstbildern in einem einzigen Bild zusammenfiel, das einerseits entschieden einheitlicher, andererseits aber auf eine charakteristische Weise konservativ und progressiv zugleich sein musste. Damit ist bereits der rote Faden angedeutet, der in der nachfolgenden Betrachtung in viele Einzelfäden aufgefächert werden soll. Es sind die Fäden, die das Grundgewebe der amerikanischen Mentalität bis heute bestimmen.

Wenn nun der Versuch gemacht wird, diese Eigentümlichkeiten aufzuzeigen und Erklärungen für ihr Entstehen zu geben, so soll es dabei nur um solche Merkmale gehen, die erstens deutlich von europäischen Denk- und Verhaltensweisen abweichen und die sich zweitens bis zu den Anfängen der USA zurückverfolgen lassen. Jeder weiß aus eigener Erfahrung, dass selbst in der eigenen Gesellschaft einzelne Jahrzehnte und manchmal sogar noch kürzere Zeiträume durch einen besonderen Zeitgeist geprägt sein können. Das gilt natürlich auch für die USA. Solche kurzfristigen Modeströmungen sollen hier unberücksichtigt bleiben, es sei denn, dass sie sich als Manifestationen einer tieferen Grundströmung deuten lassen. Was aber die oben gestellte Frage betrifft, so lautet die Antwort: Die wahren Amerikaner sind alle Bürger des Landes, die sich bewusst zu den USA als Nation bekennen. Und da fast jeder Einwanderer dies ungeachtet seiner Herkunft schon nach kurzer Zeit tat und immer noch tut, findet man Nationaltypisches überall und bei fast allen.

Amerikanische Mythen

Anders als die meisten Völker der Welt sind die US-Amerikaner nicht allmählich in das Bewusstsein ihrer nationalen Identität hineingewachsen, sondern haben sich in einem revolutionären Befreiungsakt als Nation selbst erfunden. Als ihre Führer 1776 die Unabhängigkeitserklärung formulierten und 1787 die Verfassung der Vereinigten Staaten von Nordamerika entwarfen, blickte das Volk gerade einmal auf anderthalb Jahrhunderte Besiedlungsgeschichte zurück; und nur eine winzige Minderheit konnte ihre familiäre Herkunft bis dorthin zurückverfolgen. Die allermeisten waren Einwanderer der ersten oder zweiten Generation. Damit fehlte diesem Volk all das, was sich im kollektiven Gedächtnis anderer Völker schon vor deren Nationwerdung angesammelt hatte; es fehlten die Mythen und Sagen, die die nationale Identität auf einen vorgeschichtlichen Ursprung zurückführten und von dorthen legitimierten. Dieses Vakuum füllte sich rasch mit quasi-mythischen Wertbegriffen, die zu allgemein-amerikanischen Vorstellungen wurden und noch heute das Denken und Fühlen des ganzen Volkes bestimmen. Die wichtigsten von ihnen, d. h. diejenigen mit der stärksten Prägekraft, sollen hier kurz betrachtet werden.

Manifest Destiny – Das auserwählte Volk

Die englischen Siedler, die 1620 mit der *Mayflower* nach Nordamerika kamen, waren – anders als die spanischen Conquistadoren – keine Eroberer, sondern fromme Calvinisten, die einen Ort suchten, an dem sie frei ihren Glauben praktizieren konnten. Doch diese friedlichen und rechtschaffenen Puritaner mussten rasch einsehen, dass sie kein herrenloses Gebiet in Besitz nahmen, sondern Land besetzten, das von anderen Menschen, wie dünn auch immer, besiedelt war. Die ersten Versuche, den Eingeborenen Land abzukaufen, mussten scheitern, da den Indianern die Vorstellung von individuellem Landbesitz fremd war. Auch reine

Freundschaftsverträge konnten nur so lange wirksam bleiben, wie die vertragschließenden Personen willens waren, sich daran zu halten. Wenn die Vertragspartner starben, verloren die Verträge ihre Bindungskraft. So mussten aus den friedliebenden Puritanern sehr bald wehrhafte und schließlich expansionistische Eroberer werden.

Was für die Pilgerväter der Neuengland-Staaten gilt, trifft in noch viel stärkerem Maße auf die Kolonisten im Süden zu, die nicht als religiöse Flüchtlinge nach Amerika kamen, sondern dort die Chance für eine lukrative Landwirtschaft auf Großplantagen sahen. Hier etablierte sich eine Gesellschaft, die sich am Ideal des englischen Landadels orientierte und die infolgedessen noch weniger Bedenken hatte, gegenüber den Eingeborenen das Vorrecht des Überlegenen in Anspruch zu nehmen. Dennoch brauchten beide – Puritaner wie Pflanzeraristokraten – eine Ideologie, die ihr Tun moralisch rechtfertigte. Es liegt in der Natur des vergesellschafteten Menschen, dass er das, was er tut, mit gutem Gewissen tun will. Dazu bedarf es eines Legitimationssystems, eben einer Ideologie; denn deren Funktion ist, den Einzelnen glauben zu lassen, dass er das, was er im eigenen Interesse tun will, nicht nur tun darf, sondern in einem höheren Interesse tun soll.

Der Aufbau eines solchen Ideologems wurde – wie könnte es anders sein – aus schlechtem Gewissen gespeist. Während die katholischen Spanier sich anfangs noch einzureden versuchten, dass die Indianer keine Seele hätten und deshalb wie Tiere gejagt und wie Grubenpferde in Bergwerken geschunden werden durften, konnten die protestantischen Siedler in Nordamerika, deren *raison d'être* der Glaube an die individuelle Seele als letzter Instanz war, den Indianern eine solche schlecht absprechen. Als dann im 18. Jahrhundert die Aufklärung auch in Nordamerika ihren Siegeszug antrat und gegen Ende des Jahrhunderts noch die romantische Vorstellung vom edlen Wilden hinzukam, wurde es für die europäischen Eindringlinge noch schwieriger, ihren Landraub zu legitimieren.

Im 18. Jahrhundert hatten es die europäischen Siedler mit zwei sehr unterschiedlichen indianischen Kulturen zu tun. Zur einen gehörten die Prärieindianer, die, seit sie von den Europäern das Pferd übernommen hatten, ein extrem kriegerisches Verhalten entwickelt hatten und nicht nur die weißen Siedler, sondern auch die friedlichen Stämme sesshaft gewordener Indianer überfielen

und ausplünderten. Zur anderen gehörten eben diese sesshaften Stämme, die durchaus bereit waren, in Frieden mit den weißen Nachbarn zu leben. Vor allem im Südosten versuchten die so genannten Five Civilized Nations – die Cherokees, Choctaws, Creeks, Chickasaws und Seminoles – sich mit den Europäern zu arrangieren. Sie trieben wie diese Landwirtschaft in festen Siedlungsgebieten und kopierten ihre kulturellen Einrichtungen, indem sie Schulen errichteten, Zeitungen und Bücher druckten und sogar Sklaven hielten. Gestört wurde dieser labile Friede immer dann, wenn auf amerikanischem Boden Krieg geführt wurde. Das war während des Siebenjährigen Krieges zwischen England und Frankreich der Fall, als es den beiden kriegführenden Mächten gelang, einzelne Indianerstämme auf ihre Seite zu ziehen. Es wiederholte sich während des Unabhängigkeitskriegs, als die Indianer aus gutem Grund im englischen Mutterland einen besseren Freund als in den nach Unabhängigkeit dürstenden Siedlern sahen und deshalb mehrheitlich auf der Seite der späteren Verlierer kämpften. Nach Gründung der USA bemühte sich die Regierung lange Zeit um Aufrechterhaltung des brüchigen Friedens. Doch als der junge Staat 1802 von Frankreich Louisiana erwarb – ein riesiges Territorium westlich des Mississippi, das größer war als die gesamte damalige Union –, setzte die unaufhaltsame Expansion nach Westen ein. Jetzt wollten die Amerikaner im Osten den Rücken frei haben, und so brach Präsident Andrew Jackson alle zuvor geschlossenen Verträge und setzte sich sogar über ein Urteil des Verfassungsgerichts hinweg, als er 1838 die fünf «zivilisierten» Stämme zwang, ihr Land zu verlassen und sich auf den «Pfad der Tränen» (*trail of tears*) nach Oklahoma zu begeben. Heute kann der Tourist auf gut beschilderten Straßen diesem Pfad durch eine reizvolle Landschaft folgen und nichts erinnert daran, dass der größere Teil der Vertriebenen damals durch Krankheit und einen eisigen Winter hinweggerafft wurde. Spätestens zu dieser Zeit bildete sich im amerikanischen Bewusstsein eine Rechtfertigungs-ideologie aus, die das schlechte Gewissen angesichts solcher Gräueltaten besänftigen sollte. 1845 erhielt sie den Namen, unter dem sie zu einem festen Bestandteil der amerikanischen Mythologie geworden ist. In *The United States Magazine and Democratic Review* schrieb der Journalist John O’Sullivan in der Juli/August-Ausgabe jenes Jahres: «Es ist uns als offensichtliches Schicksal (*manifest*



Abb. 1: John Gast, *Amerikanischer Fortschritt* (Farblithografie).
Das Originalgemälde von 1872 trug den Titel
Westward Ho/Manifest Destiny.

destiny) von der Vorsehung auferlegt, uns über den Kontinent zu verbreiten, um unseren Jahr für Jahr sich vermehrenden Millionen eine freie Entwicklung zu ermöglichen.» Wer als Deutscher diesen Satz heute liest, wird Hitlers Stimme im Ohr haben, die mit rollendem R den deutschen Drang nach Osten als ein Gebot der «Vorrsehung» verkündet. Doch die vorherrschende Ideologie in Amerika rechtfertigte die Expansion, anders als der zitierte Satz, nicht als Landgewinn, sondern als Ausdehnung der Zivilisation, wie an der Lithographie von John Gast (Abb. 1) abzulesen ist, auf der die Personifizierung des amerikanischen Fortschritts mit einem Schulbuch unter dem Arm gen Westen zieht.

Das Unrecht, das den Indianern angetan wurde, wird inzwischen offen eingestanden. Im kollektiven Unbewussten der Nation bleibt das Rechtfertigungsideologem aber nach wie vor wirksam und macht die Amerikaner taub für alle Bedenken, die gegen ihren moralischen Hegemonialanspruch gegenüber der übrigen Welt vorgebracht werden. Dabei sind die Amerikaner selber die schärfsten Kritiker ihrer eigenen Geschichte, was Bücher wie Russell Thorn-

tons *American Indian Holocaust: A Population History Since 1492* (1990) und David E. Stannards *American Holocaust: Columbus and the Conquest of the New World* (1992) schon im Titel zu erkennen geben. Das amerikanische Schuldbewusstsein geht sogar so weit, dass die jüngsten wissenschaftlichen Erkenntnisse, wonach die Indianer selber Eindringlinge waren, die eine ältere Urbevölkerung verdrängt haben, nur halblaut diskutiert werden, da sie nicht ins Konzept der *political correctness* passen. Das hat aber das Credo des *Manifest Destiny* im Kern nicht erschüttert; denn tief in ihrem Innern sind die Amerikaner auch heute noch überzeugt, dass sie den göttlichen Auftrag haben, das Licht der Freiheit und der Demokratie in alle dunklen Winkel der Erde zu tragen. Auch wenn sie sich nicht offen wie die Juden als das «auserwählte Volk» bezeichnen würden, sind sie doch in der Tiefe ihres nationalen Unbewussten überzeugt, es zu sein. Gespeist wird diese Überzeugung aus dem puritanischen Glauben an die Prädestination, der jedes von Erfolg gekrönte Handeln als Segen Gottes und damit als Zeichen der Erwähltheit deutet. Es ist bezeichnend, dass sich die Puritaner, anders als die lutheranischen Protestanten, weit stärker am Alten Testament als an der Frohen Botschaft der Evangelien orientierten, was sich schon daran zeigt, dass sie mit Vorliebe alttestamentarische Vornamen wie Moses, Isaac, Abraham, Sarah und Abigail wählten. Ihr Gott war nicht der Gnädige, der gute Taten belohnt, sondern Jehova, der Unerforschliche. Wenn alle Zeichen dafür sprachen, dass dieser Gott es den auserwählten Amerikanern aufgetragen hatte, seine Herrschaft auf dem ganzen Kontinent zu etablieren, dann gab es keine moralischen Gründe, mit den Indianern, den ersichtlich Verdammten, gnädig zu verfahren. Noch heute fällt es den Amerikanern schwer, sich nicht für die Krieger des wahren Gottes zu halten, während sie die Gotteskrieger auf der anderen Seite als Diener des Bösen empfinden.

In God we trust – God bless America

Der Name Gottes ist in den USA allgegenwärtig. *In God we trust* wurde 1956 durch den Kongress zum nationalen Wahlspruch erklärt, der schon seit 1864 auf verschiedenen Münzen stand und inzwischen auf jeder Dollarnote zu lesen ist. Noch unüberhör- und



Abb. 2: Nach dem 11. September 2001 war *God bless America* auf unzähligen Anzeigetafeln von Tankstellen und Fastfood-Restaurants zu lesen.

unübersehbarer ist der Satz *God bless America*, mit dem bei öffentlichen Anlässen so gut wie jede Rede endet und der nach den Ereignissen des 11. September auf nahezu allen Anzeigetafeln stand, seien es die Preisanzeigen der Tankstellen oder die Werbetafeln der Fastfood-Ketten (Abb. 2). 96 Prozent aller Amerikaner glauben an Gott oder ein göttliches Wesen; 87 Prozent sagen, dass Religion in ihrem Leben eine Rolle spielt; 78 Prozent bekennen, dass sie wenigstens einmal in der Woche beten, und 69 Prozent glauben an die Existenz des Teufels, während dies nur 18 Prozent der Westdeutschen tun. Die Meinungsumfragen der letzten Jahrzehnte weisen einen deutlichen Wiederanstieg der Religiosität in den 90er Jahren aus. Wenn eine beliebig herausgegriffene Kleinstadt von ca. 5000 Einwohnern wie Bowie in Texas 22 Kirchen besitzt, lässt sich ausrechnen, dass selbst unter Berücksichtigung eines größeren Einzugsgebiets auf 400–500 Einwohner eine Kirche kommt. Da deren Bau und Betrieb allein durch die freiwilligen Beiträge der Gemeindemitglieder finanziert werden, setzt das eine starke aktive Teilnahme am Gemeindeleben voraus.

Die Zahl der einzelnen Kirchen und Sekten geht in die Hunderte und es kommen ständig neue hinzu. Rund 150 davon haben mehr als 5000 Mitglieder. Die römisch-katholische Kirche ist mit 62 Millionen die mit Abstand größte Einzelkirche, und dank dem millionenfachen Zustrom von Hispanics aus Lateinamerika nimmt sie stetig zu. Hohe Wachstumsraten weisen auch die zahlreichen *Pentecostal Churches* auf, das sind Pfingstgemeinden, die einen biblischen Fundamentalismus vertreten und beispielsweise die Darwinsche Evolutionslehre strikt ablehnen. Sie gehören zu den *creationists*, die die Bibel wörtlich nehmen und glauben, dass Gott die Welt vor 6000 Jahren erschaffen hat. Vor allem in den Südstaaten, im so genannten *Bible belt*, wo die Baptisten ihren Schwerpunkt haben, spielt Religion eine zentrale Rolle. Neben den christlichen Kirchen und Sekten gibt es eine wachsende Zahl von inzwischen fast 6 Millionen Muslimen, über 4 Millionen Menschen jüdischen Glaubens und 1,2 Millionen Hindus. Schon vor Jahrzehnten haben besonders aktive Kirchen die Medien entdeckt und bieten ihren Mitgliedern im Fernsehen Predigten, die oft wie die Conference eines Showmasters wirken. Kirchen werben um Spenden und neue Mitglieder auf die gleiche Weise wie die Konsumgüterindustrie um Kundschaft. Selbst die römisch-katholische Kirche ist sich für solche Werbespots im Fernsehen nicht zu schade. Der auch in Europa bekannte Evangelist Billy Graham ist typisch für das gesamte religiöse Leben in Amerika. Prediger wie ihn gibt es dort in großer Zahl, nur dass sie nicht die ganze Welt bereisen. Europäern muss die amerikanische Religiosität als naiv, wenn nicht gar als primitiv erscheinen. Hierzulande werden die Gebildeten vor allem durch aufgeklärte Theologen bei der Stange gehalten, die die christliche Lehre in eine alltagstaugliche, zugleich aber philosophisch abstrakte Ethik umdeuten. Inzwischen gibt es Pastoren, die glauben, ganz ohne den Namen Gottes auskommen zu können. Ganz anders in Amerika, wo die Bibel immer noch das Wort Gottes ist. Dort spielt Theologie kaum eine Rolle. Bezeichnenderweise kam der einzige amerikanische Theologe, der großen Einfluss hatte, aus einer deutschstämmigen Familie. Es war Reinhold Niebuhr, dessen Schriften zur Sozialethik noch immer von beträchtlichem Einfluss sind. Die große Masse der Amerikaner, selbst der Gebildeten, ist mit einer einfachen, volkstümlichen und bibeltreuen Form des Christentums zufrieden und zahlt bereit-

willing Beiträge, ohne dass ihnen diese durch eine Kirchensteuer aus der Tasche gezogen werden müssen. Angesichts dessen muss es sonderbar anmuten, dass an amerikanischen Schulen der Religionsunterricht verboten ist. Schulgebete und christliche Symbole wurden nach längerem Streit ebenfalls aus der Schule verbannt. Die USA praktizieren eine strikte Trennung von Kirche und Staat. Der Verfassungsvater, dem dies hauptsächlich zu verdanken ist, war Thomas Jefferson, der noch vor der Verabschiedung der Bundesverfassung in seinem Heimatstaat Virginia das Gesetz zur Religionsfreiheit durchsetzte.

So eifrig und eifernd die Amerikaner ihren jeweiligen Glauben bekennen, so entschieden bestehen sie auf der absoluten Neutralität des Staates und aller staatlichen Einrichtungen. Der Argwohn gegenüber jeder staatlichen Einflussnahme geht auf die Zeit zurück, als die englischen Puritaner sich dem Druck der von Erzbischof Laud geführten anglikanischen Staatskirche durch die Auswanderung entzogen. Seitdem ist den protestantischen Amerikanern jeder Klerikalismus verhasst. Sie wollen einer Gemeinde angehören, die sich selbst regiert. Deshalb sind alle protestantischen Richtungen in zahlreiche Teilkirchen aufgesplittert. So gibt es beispielsweise 15 baptistische, 10 lutherische und 9 presbyterianische Organisationen, die sich als selbständige Kirchen verstehen. Diese Vielfalt bewirkt, dass keine Kirche genug Macht hat, auf das Ganze Einfluss zu nehmen, dass aber alle zusammen das Denken und Fühlen der Amerikaner fest an die Grundwerte des Christentums binden. Da sich aber das Gemeinsame bei einer solchen Vielfalt notwendigerweise auf das Fundamentale beschränken muss, war in der amerikanischen Religiosität von Anfang an eine Tendenz zum Fundamentalismus angelegt. Wenn sich heute bis zu vierzig Prozent zu den Kreationisten zählen, die Darwins Evolutionstheorie aus den Schulen verbannen wollen, dann wirft dies auf eine Hi-tech-Nation ein bedenkliches Licht. Noch bedenklicher ist, dass der harte Kern im Lager der Fundamentalisten nicht davor zurückschreckt, Gewalt anzuwenden. So werden immer wieder Ärzte, die Abtreibungen vornehmen, mit dem Tode bedroht. Seit Amerika Opfer einer Attacke fundamentalistischer Muslime wurde, stellt sich auch sein eigener Fundamentalismus in neuem Licht dar. Bisher war die aus puritanischen Quellen gespeiste Religiosität die starke Fessel, die den amerikanischen Kapitalismus

daran hinderte, sich zu einem brutalen Sozialdarwinismus zu entwickeln, der in Amerika immer wieder als drohende Gefahr an die Wand gemalt wurde. Die andere Gefahr, die des religiösen Fundamentalismus, wurde bisher noch kaum gesehen, ist aber nicht von der Hand zu weisen, vor allem dann nicht, wenn auf der Gegenseite der Fundamentalismus des vermeintlich Bösen steht.

[...]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de